

# Das erste Münster zu Schaffhausen und die Frage der Doppelturmfassade am Oberrhein

Autor(en): **Reinhardt, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série**

Band (Jahr): **37 (1935)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161819>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das erste Münster zu Schaffhausen und die Frage der Doppelturmfassade am Oberrhein

Von *Hans Reinhardt*.

Im Jahre 1922 wurden zu Schaffhausen neben dem heutigen Münster die Grundmauern der von Graf Eberhard von Nellenberg im Jahre 1050 gestifteten und 1064 geweihten ersten Anlage aufgedeckt. Diese Grabungen ergaben einen prachtvoll großzügigen und einheitlichen Plan: eine kreuzförmige Kirche mit einer an den Apsis-scheitel angehängten Krypta, vor dem Querblocke eines Fassadenbaus ein ausgedehntes Atrium, in dessen Mitte ein in den Stiftsgebäuden befindlicher Sodbrunnen genau zu liegen kam, und zwei symmetrische Kapellen, zwischen denen hindurch man in diesen Vorhof gelangte<sup>1)</sup>.

Von dieser Kirchenanlage hatte ich im «Jahrbuch für Kunstwissenschaft» von 1928 eine Rekonstruktion zu geben versucht<sup>2)</sup>. Inzwischen hat aber ein Hauptpunkt eine so wesentliche Abklärung erfahren, daß mir der Augenblick einer erneuten Durchsicht namentlich auch der damit zusammenhängenden Fragen gekommen zu sein scheint. Denn es handelt sich nicht nur um die Lösung einer lokalen Angelegenheit, sondern zugleich um eines der wichtigsten Probleme der deutschen Baukunst des elften Jahrhunderts: das frühzeitige Auftreten der Doppelturmfassade am Oberrhein.

Auf Grund der Publikation von W. Manchot über Limburg an der Hardt<sup>3)</sup> und der Ausgrabungen im Straßburger Münster durch den Münsterarchitekten Joseph Knauth<sup>4)</sup> hatte Georg Dehio die These aufgestellt, daß das für die spätere Zeit so eminent bedeutungsvolle Motiv der zweitürmigen Westfassade am Oberrhein zuerst erscheine, der erste Schritt dazu aber am Wernhermünster zu Straßburg getan worden sei<sup>5)</sup>. Die Ansicht Dehios ist heute allgemein akzeptiert. In meinen Arbeiten über das Basler Münster hatte ich mich dieser Meinung ebenfalls angeschlossen. Wenn irgendwo an einem oberrheinischen Bau, so ließ sich vor dem frühromanischen unteren

<sup>1)</sup> Das eigentliche Verdienst, die Bedeutung der Ausgrabungen in Schaffhausen erkannt und die Durchführung derselben veranlaßt zu haben, gebührt Herrn Prof. Dr. Joseph Zemp in Zürich. Leider hatte ich diese Tatsache erst nach der Drucklegung meiner Arbeit im Jahrbuch für Kunstwissenschaft erfahren. Um so mehr ist es mir eine angenehme Pflicht, seinen Namen hier nachtragen zu können, zumal er auch im weiter unten zitierten Hechtschen Buche nirgends genannt ist.

<sup>2)</sup> Hans Reinhardt, Die Ausgrabung der ersten Anlage des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen. Jahrbuch für Kunstwissenschaft 1928, Leipzig, S. 33—46.

<sup>3)</sup> W. Manchot, Kloster Limburg an der Hardt, Mannheim 1892.

<sup>4)</sup> Straßburger Münsterblatt 1912, S. 14—15, Abb. 3—7.

<sup>5)</sup> Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, Bd. I. Berlin 1919, S. 76.

Teil des heutigen Georgsturms die Überzeugung gewinnen, er habe schon immer als Unterbau eines Turmes gedient, wir hätten also den Rest einer ursprünglichen Zweierturmfassade vor uns<sup>6)</sup>).

In Schaffhausen dagegen hatte ich ein sogenanntes Westwerk angenommen, bei der überwiegenden Dimensionierung der Frontpartie aber vermutet, es könnte sich um eine Übergangsform vom Westwerk zu der Doppelturmfassade gehandelt haben. Josef Hecht, der in seinem beinahe zur selben Zeit erschienenen Buche über den romanischen Kirchenbau des Bodenseegebietes ebenfalls eine Rekonstruktion des ersten Schaffhauser Münsters unternommen hatte, entschied sich sogar für eine reine Zweiertürmeffront<sup>7)</sup>).

Bei der Neubearbeitung der bereits erwähnten Ausgrabungen im Straßburger Münster sind mir aber die Gründe für die Annahme von Doppelturmfassaden am Oberrhein immer wie unzulänglicher erschienen. Unterzieht man die Argumente einer näheren Prüfung, so muß man im Gegenteil feststellen, daß sichere Anhaltspunkte dafür ausbleiben. Lassen aber Doppelturmfassaden am Oberrhein sich nicht nachweisen, so können wir in Schaffhausen auch keine Übergangsstufen vor uns haben und erst recht wird die von Hecht vorgeschlagene Lösung hinfällig. Welche Gestalt hat das erste Schaffhauser Münster in Wirklichkeit besessen? Die Beantwortung dieser Frage nötigt uns zugleich, uns über die Gestaltung der oberrheinischen Fassaden Klarheit zu verschaffen.

Am Westende des ausgegrabenen Kirchengrundrisses fanden sich zwei mächtige quadratische Fundamentblöcke, die durch zwei Mauerzüge miteinander verbunden waren. Aber nicht nur das: eine weitere Mauer zog sich, im Mittelschiff abermals ungefähr ein Quadrat abtrennend, quer durch das Langhaus. In meiner Rekonstruktion hatte ich über dem vorderen Massiv eine Vorhalle angenommen, die von zwei Treppentürmen eingefast wird. Diese hätten in eine Tribüne geführt, die sich bis zur genannten Quermauer ins Schiff hinein ausgedehnt hätte. Das erste Münster zu Schaffhausen hätte also, angeschlossen an die dem Salvator geweihte Kirche, ein sogenanntes Westwerk besessen, die über dem Eingang gelegene Kirche Allerheiligen, deren Name später auf das ganze Kloster übergegangen ist. In Anbetracht der Mächtigkeit der vorderen Turmfundamente hatte ich höhere Aufbauten vermutet als bei den gewöhnlichen Westwerken, große Fassadentürme.

Die Möglichkeit eines Westwerks hat Hecht von vorneherein zurückgewiesen<sup>8)</sup>. Er rekonstruiert zuseiten des Eingangs zwei eigentliche Fassadentürme. Daß sich eine Empore weit in das Langhaus hinein erstreckt hätte, glaubt er deshalb ablehnen zu müssen, weil dadurch das Schiff zu kurz geworden wäre. Nun fragt es sich freilich, ob man im elften Jahrhundert diese hauptsächlich ästhetischen Bedenken geteilt hätte. Dazu handelte es sich um eine Mönchskirche, in der die Heiligtümer eine große, der Laienraum nur eine untergeordnete Rolle spielten. Namentlich aber besteht die Quermauer im Schiff und verlangt unbedingt nach einer Deutung.

Um eine bloße Verstärkung kann es sich nicht handeln. Das Gelände war zuverlässig und die Fundamente waren an sich fest genug. Die Mauer scheint wirklich einen quer zum Schiff liegenden Raum abzutrennen. Der Abschnitt im Mittelschiff bildet nahezu ein Quadrat, so daß es naheliegend scheint, darüber eine Art Vierungsturm zu vermuten. Sucht man sich den Aufbau zu vergegenwärtigen: die querschiffartige Anlage mit einem Mittelturm und zwei Treppentürmen davor, so bietet sich der Vorstellung ein bekanntes Bild dar: das des Westbaus der Abteikirche zu Maurs-

<sup>6)</sup> Hans Reinhardt, *Das Basler Münster*; Basel 1926, S. 72. — *Idem*, *Das Münster zu Basel*; Burg 1928, S. 15.

<sup>7)</sup> Josef Hecht, *Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes*, Bd. I; Basel 1928, S. 283 und Tafel 190—192.

<sup>8)</sup> Hecht, S. 282.

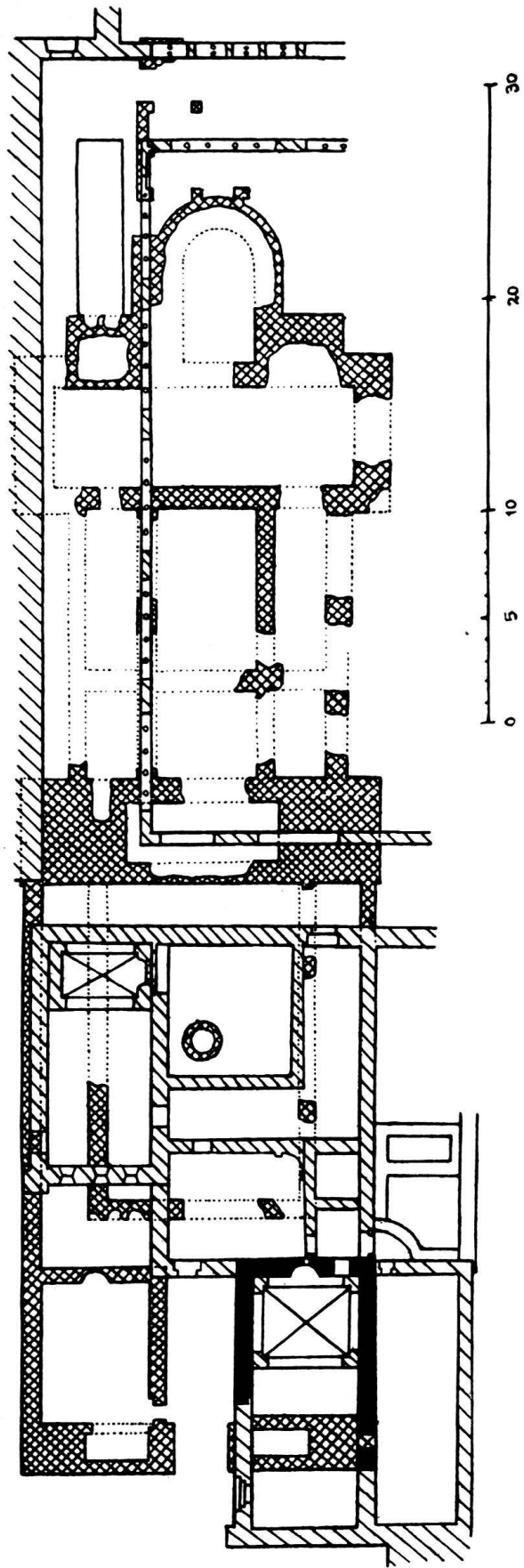


Abb. 1. Schaffhausen. Grundriß des ersten Münsters (1050—1064). Ausgrabungsbefund.



münster im Unterelsaß<sup>9)</sup>. Daß die Treppentürme in Schaffhausen verhältnismäßig etwas größer dimensioniert erscheinen, braucht nicht, wie ich früher glaubte, darauf schließen zu lassen, daß sie mehr zu tragen gehabt und also vermutlich höher hinauf geragt hätten. Weil dem Obergeschoß des Westwerks offenbar eine wichtige Bedeutung beigemessen wurde, mußte man bei den kleinen Ausmaßen der Kirche für möglichst große und bequeme Treppen Sorge tragen.

Auf die Verwandtschaft des Westbaus von Schaffhausen mit dem von Maursmünster habe ich schon in meiner früheren Arbeit hingewiesen. Heute gehe ich weiter. Ich möchte sagen: Schaffhausen wich wohl in keiner Weise vom klassischen Bilde eines Westwerks mit dominierendem Glockenturm und untergeordneten Seitentürmen ab, wie es sich in Maursmünster noch in der Mitte des 12. Jahrhunderts mit erstaunlicher Treue erhalten hat.

Nichts spricht also dafür, daß die seitlichen Türme mehr gewesen wären als bloße geräumige Aufgänge zum hochgelegenen, von einem Zentralturm beherrschten Westheiligtum. Von einer Ausbildung der Aufgänge zu hohen Türmen kann aber auch keine Rede sein, da der Gedanke, die Front der Kirche mit zwei Türmen zu bekrönen, am Rhein unbekannt war.

\* \* \*

Was für Anhaltspunkte besitzen wir zur Stützung der Theorie, die oberrheinischen Bauten des elften Jahrhunderts hätten Doppelturmfassaden besessen?

In Straßburg stieß man beim Unterfangen des großen Turmpfeilers auf das Mauerwerk des alten romanischen Münsters, das im Jahre 1015 von Bischof Wernher zu bauen begonnen worden war<sup>10)</sup>. Rechts und links an eine tiefe Vorhalle schlossen sich quadratische Gelasse an. Unter dem ersten, angelehnten Schiffspfeiler legte man die runden Sockel von zwei Treppenspindeln frei, die einst in ein Obergeschoß dieses Westbaus führten.

In den quadratischen Nebengelassen, über denen die heutigen gotischen Türme stehen, glaubten Georg Dehio und der Münsterbaumeister Joseph Knauth die Fundamente zweier Türme erblicken zu dürfen<sup>11)</sup>. Knauth erwog zwar noch eine andere Möglichkeit. Das Siegel der Bürgerschaft von Straßburg zeigt nämlich einen mächtigen, rechteckigen Mittelturm, der von zwei runden Türmen begleitet wird<sup>12)</sup>. Knauth hielt es nicht für ausgeschlossen, daß, ähnlich wie in Maursmünster, sich ein dritter Turm zwischen den beiden anderen erhoben hätte. Diese Vorstellung ist aber unhaltbar. Da sich die Seitentürme nicht über einer runden, sondern über einer quadratischen Grundfläche erheben müßten, so wären die drei Türme, statt sich klar voneinander abzuheben, zu einem großen Quermassiv miteinander verschmolzen. Ganz unmöglich wäre eine solche Lösung an und für sich nicht: die Kirche St. Stephan in Straßburg zeigte früher einen solchen Fassadenblock<sup>13)</sup>. Aber jedenfalls entspricht sie nicht dem Bilde des Siegels, auf dem man deutlich einen großen Mittelturm erkennt.

Während der zweite Vorschlag Knauths keinen Anklang gefunden hat, ist der erste namentlich dank der Autorität Dehios zu allgemeiner Anerkennung gelangt. In

<sup>9)</sup> Felix Wolff, Die Abteikirche von Maursmünster im Unterelsaß; Berlin und Straßburg 1358. — Rudolf Kautzsch, Romanische Kirchen im Elsaß; Freiburg i. Br. 1927, Taf. 56—63.

<sup>10)</sup> Hans Reinhardt, La cathédrale de l'évêque Wernher. Bulletin de la Société des Amis de la Cathédrale de Strasbourg; Straßburg 1932, S. 39—64.

<sup>11)</sup> Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, IV. Südwestdeutschland; Berlin 1911, S. 386; 2. Aufl., 1926, S. 463. — J. Knauth, Straßburger Münsterblatt 1912, S. 14—15 und Fig. 6—7.

<sup>12)</sup> Abgebildet bei Fr. X. Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen, I. Unterelsaß; Straßburg 1876, Taf. II.

<sup>13)</sup> Hausmann und Polaczek, Denkmäler der Baukunst im Elsaß; Straßburg 1906, S. 31.

diesem Falle mußte freilich die Zeichnung des Siegels als heraldische Architekturphantasie ausgeschaltet werden. Was ließ sich statt seiner als Ausgangspunkt gewinnen? Eigentlich nur der Grundriß. Die quadratische Form der Seitenkammern vermag in der Tat die Vermutung nahe zu legen, es hätten darüber Türme stehen können. Aber wir haben eben nur die Grundmauern, aus denen allein, es sei denn es komme ein Analogiefall zu Hilfe, nun und nimmer geschlossen werden kann, was für Gebäudeformen sich über ihnen erhoben haben.

Im Falle des Straßburger Münsters besitzen wir nun freilich eine etwa hundert Jahre jüngere Nachbildung des Westbaus an der ehemaligen Stiftskirche zu Lautenbach hinter Gebweiler. Wir finden da die Vorhalle, deren Gewölbe von zwei Paaren von Stützen getragen werden. Zu beiden Seiten schließen sich ebenfalls quadratische Gelasse an. Im Mittelraum des Obergeschosses erkennt man noch heute die Altarnische des oberen Heiligtums. Neben ihr, heute durch die Orgel verdeckt, öffneten sich Bogenstellungen nach dem Innern der Kirche<sup>14)</sup>. Eine solche hoch gelegene Kapelle muß auch das alte Straßburger Münster besessen haben. Man erreichte sie mit Hilfe der beiden Treppenspindeln, deren Sockel wiedergefunden worden sind.

Die Fassade von Lautenbach ist von zwei Türmen bekrönt, von denen der nördliche vollendet, der südliche in den Anfängen stecken geblieben ist. Allein, diese Türme gehören erst dem 19. Jahrhundert an. Sie sind eine freie Erfindung aus dem Nichts. Denn vorher erhob sich nur ein einziger, allerdings erst der spätesten gotischen Zeit angehöriger Turm über der Mitte des Westbaus<sup>15)</sup>. Ähnliches gilt auch für die anderen Fassaden des 12. Jahrhunderts in Elsaß. In Andlau ist wie in Lautenbach das Massiv beinahe vollständig intakt. Große Treppenspindeln füllen die Seiten völlig aus. Die kompakte Konstruktion hört aber in der Höhe des Obergeschosses auf. Die Treppen münden in Hallen, die mit Tonnengewölben überdeckt sind. Die Außenwände springen etwas zurück, so daß sich im Innern ringsum große Bänke bilden. Die verdünnten Obermauern, die noch dem ursprünglichen romanischen Bau angehören, sind offenbar ungeeignet zum Tragen von Türmen. Der Turm ruht wie einst auch in Lautenbach, in Andlau herrührend von der Renovation nach dem großen Brande von 1697, über der Mitte des Westbaus. Auf diese Mitte laufen auch die Tonnen der Seitenräume zu. Leider ist der Mittelteil beim Aufsetzen des neuen Turms verändert worden: seine Vorderwand mußte sogar bis auf den Fußboden des Obergeschosses erneuert werden<sup>16)</sup>.

Wie in Andlau sind auch in der Abteikirche von Niedermünster am Fuße des Odilienberges die Treppenwindungen in die Seitenteile eingebettet gewesen. Der Bau ist aber nur knapp bis über den Fußboden des Obergeschosses erhalten<sup>17)</sup>. Welcher Art der obere Abschluß gewesen ist, bleibt unbekannt.

Nun finden wir aber gerade im Elsaß zwei romanische Fassaden, die von Anfang an auf Doppeltürme angelegt waren. Indessen, die beiden Beispiele St. Fides in Schlettstadt und St. Leodegar in Gebweiler<sup>18)</sup> stammen erst aus einer verhältnismäßig späten Zeit, aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, in der sich bereits der Einfluß der monumentalen Kunst Frankreichs geltend macht. Und in der Tat begegnen wir in diesen beiden Bauten den ersten Spitzbogen sowie Gewölben, die über Wulstrippen errichtet sind, und endlich einem Skulpturenschmuck an Kapitellen und Gesimsen, der weder in diesem Reichtum noch in dieser Gestalt in der Gegend bisher bekannt war: alles Motive, die deutlich nach dem Westen weisen. Die Form der Türme selbst ist burgundisch. Die achteckigen Vierungstürme mit ihren hohen Steinhelmen haben

<sup>14)</sup> Kautzsch, Taf. 44—45.

<sup>15)</sup> Bulletin des amis de la Cathédrale de Strasbourg 1932, Fig. 9.

<sup>16)</sup> Hausmann und Polaczek, Taf. A im Text.

<sup>17)</sup> Kautzsch, Taf. 90—99 (90, 98 und 99 sind seitenverkehrt!)

<sup>18)</sup> Kautzsch, Taf. 36 und 146—148.

ihr unmittelbares Vorbild in den Türmen von Cluny<sup>19)</sup>. Die akroterienartigen Eckverzierungen des Vierungsturms von Gebweiler finden sich ähnlich an Saint-Martin-d'Ainay in Lyon und an der Kirche von Isômes, südlich von Langres, wieder<sup>20)</sup>. Die Westtürme sind denen von La Charité-sur-Loire, von denen der nördliche wenigstens noch bis zu den Schallarkaden erhalten ist, nachgebildet. Die Türme von Schlettstadt haben ihren nächsten Verwandten im Glockenturm der Kirche von Coussey in Lothringen, der wiederum auf La Charité zurückgeht<sup>21)</sup>. Während der Unterbau der Fassade von Schlettstadt sich noch direkt an die Westbauten der älteren elsässischen Kirchen anschließt, ist in Gebweiler das Erdgeschoß in eine freie, allseits offene Halle aufgelöst, wie es ähnlich auch in Paray-le-Monial geschehen ist<sup>22)</sup>.

Diese Formenwelt, die uns in St. Fides in Schlettstadt zum erstenmal entgegentritt, stellt im Elsaß ein völliges Novum dar. Es ist daher sehr sorgfältig zu erwägen, ob nicht auch das Motiv der Doppelturmfassade dieser mächtigen westlichen Einflüßwelle angehört, ehe man, ohne in den voraufgegangenen Bauten den geringsten Anhalt zu finden, in diesem Motiv das Nachleben einer uralten einheimischen Überlieferung erkennen will. Einen solchen Schluß ohne Beweis einfach ins Leere zu ziehen, scheint mir aber nicht statthaft.

Eine Hauptstütze für die These Dehios bildete die große Kirchenruine auf der Limburg bei Bad Dürkheim in der Pfalz<sup>23)</sup>. Ehe er glaubte in Straßburg eine noch ältere Vorstufe gefunden zu haben, hielt er den Westbau der Limburg im Anschluß an Manchot für das älteste Beispiel einer Doppelturmfassade. W. Manchot hatte in seiner Monographie über den Bau eine Doppelturmfront rekonstruiert. Er hatte auch, längst bevor in Straßburg die Ausgrabungen vorgenommen wurden, die Beziehungen zum dortigen Münster festgestellt. Als dann in Straßburg ein beinahe identischer Grundplan aufgedeckt wurde, lag es nahe, in Übereinstimmung mit der Limburg eine Zweiturlösung anzunehmen.

An der Südwestecke der Kirche auf der Limburg steht noch heute der Rest eines Turmes. Dieser Turm ist aber erst spätgotisch. Er stammt wohl von der Restauration, die sich nach dem schweren Brande von 1504 bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinzog. Um dem Turmaufbau einen sicheren Halt zu geben, ist das romanische Gußgemäuer bis tief herab durch sorgfältiges Quaderwerk ersetzt. Die Wendeltreppe, die im Gegensatz zu Straßburg nicht an der Rückseite der Fassade, sondern außen an der Flanke angebracht ist, wurde sogar bis auf den Grund erneuert.

Zur Ergänzung eines zweiten Turms berief sich Manchot auf eine Zeichnung von 1758, die in der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrt wird und das Vorhandensein eines Turmpaares zu belegen scheint. Die Darstellung ist aber wenig genau. Der heute nicht mehr nachweisbare Nordturm stimmt in den Gesimshöhen mit seinem dem 16. Jahrhundert entstammenden Partner ungefähr überein, die Perspektive ist aber so fehlerhaft, daß er beträchtlich weiter vorn zu stehen scheint als der Südturm. Ein Giebelbau vor der Fassade, den man als einen überdeckten Narthex deuten könnte, steht nicht parallel zu ihr, sondern vollständig schräg verschoben. Der spätgotische Südturm zeigt einen Rücksprung gegen den Mittelbau zu, wie er in Wirklichkeit nie existiert haben kann. Das Querschiff hinten ist ebenfalls verzeichnet. Die Vedute ist offensichtlich im Sinne der Ruinenromantik zurechtstaffiert; ein zuverlässiges Dokument ist sie nicht.

<sup>19)</sup> Vgl. auch die Türme von St. Mayeul in Cluny und von St. André-de-Bagé bei Mâcon.

<sup>20)</sup> Julius Baum, Romanische Baukunst in Frankreich; Stuttgart 1928, Taf. 71. — Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française, Bd. III, S. 315.

<sup>21)</sup> Georges Durand, Les églises romanes des Vosges; Paris 1913, S. 123—124 und Fig. 88. — Durand glaubt zwar, gewiß zu Unrecht, den Zusammenhang mit La Charité abstreiten zu müssen.

<sup>22)</sup> Viollet-le-Duc, Bd. BII, S. 282—284.

<sup>23)</sup> Dehio-Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Bd. I, S. 574—575.

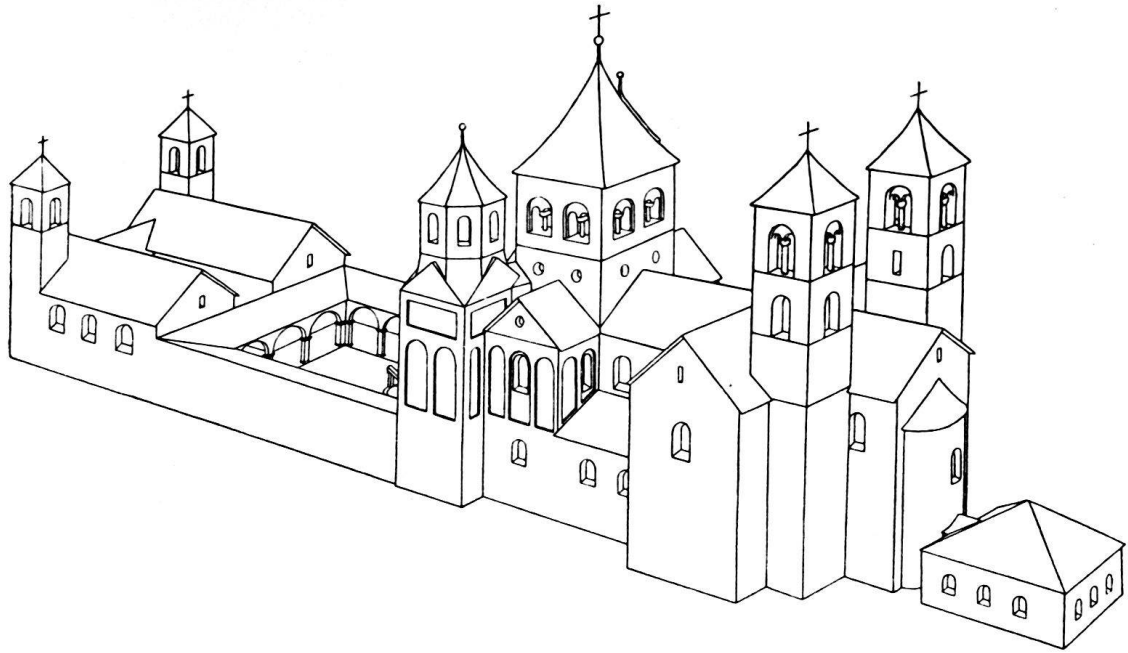


Abb. 2. Das erste Münster zu Schaffhausen. Rekonstruktionsversuch.

Wenn der Nordturm 1758 noch vorhanden war, so sollte er auch auf der 1758 datierten Zeichnung von der Chorseite her über die Mauern des Querschiffs hinweg erscheinen<sup>23a)</sup>. Das ist aber nicht der Fall. Das Gemäuer, das vielleicht damals noch an der Nordecke der Fassade erhalten war, stieg also auch hier nicht höher empor als die Wände des Schiffs.

In neuester Zeit wurde dem Straßburger Münster und der Abteikirche auf der Limburg der alte Dom zu Mainz beigelegt. Die Ausgrabungen brachten den überraschenden Nachweis, daß der vom Erzbischof Willigis unternommene, 1009 am Vorabend der Weihe abgebrannte Dom im Gegensatz zum jetzigen Bau keine zwei Chöre hatte, sondern die Gestalt einer gewöhnlichen Basilika besaß, und zwar lag der Chor wie an den großen Kirchen Roms, an St. Peter und am Lateran, nach Westen gewendet. Der Eingang befand sich auf der Ostseite. Auch hier war die Front der Kirche mit einem Fassadenbau bewehrt.

Leider sind die Ausgrabungsergebnisse noch nicht publiziert; einzig das Mittelstück der Partie, die uns hier interessiert, ist von G. Rüth im « Bauingenieur » von 1926 abgebildet worden<sup>24)</sup>. Darnach war der Frontbau des Mainzer Domes flacher als die Fassaden von Straßburg und Limburg. An ein schmaleres, rechteckiges Mittelfeld, in dem keine Stützmauern für ein inneres Säulenpaar gefunden worden sind, schließen sich seitlich zwei quadratische Mauergelasse an. Teils durch die quadratische Form dieser Fundamente überzeugt, teils aus Analogie mit Straßburg und Limburg, schloß Hans Kunze, der einen vorläufigen Bericht über das Resultat der Ausgrabungen erstattet hat, der Mainzer Dom vom Jahre 1000 habe eine Doppelturmfassade besessen, das Motiv sei also in Mainz zum ersten Male geschaffen worden<sup>25)</sup>. Wie in Straßburg, so haben wir auch in Mainz nur einen Grundriß. Aus ihm allein auf die Gestalt des Oberbaus zu schließen, ist aber unmöglich.

Wie in Lautenbach die alte Straßburger Fassade beinahe Zug um Zug nach-

<sup>23a)</sup> Manchot, S. 67, Fig. 28.

<sup>24)</sup> Bauingenieur, Zeitschrift für das gesamte Bauwesen VII, 1926, S. 490, Abb. 2.

<sup>25)</sup> Hans Kunze, Der Dom des Willigis in Mainz. Mainzer Zeitschrift 1925/26, S. 39—44.



gebildet wurde, so ist andererseits am Münster zu Basel ein Bauteil der Art wie in Mainz noch bis hoch hinauf erhalten. In der Tat finden wir unter dem heutigen Georgsturm einen viel älteren Unterbau, der noch von dem im Jahre 1019 in Gegenwart des Kaisers Heinrich II. geweihten Münster stammen dürfte. Er erhebt sich noch in zwei Geschossen. Auf der Vorderseite des Oberstockes zeigt er einen Dekor von vier schön proportionierten, ganz zart eingestuftten Blendbögen. Diese vier Blendbögen wiederholen sich auch auf der nördlichen Flanke. An der Ostseite sind nur drei Bögen angebracht: sie sind etwas auf die Seite gerückt, um dem Anschluß der Hochwand des Schiffes Platz zu geben. Die vierte Seite besitzt keinerlei Schmuck, dagegen ist in etwa 11 m Höhe eine kleine Tür durchbrochen, die jedenfalls mit einem Innenraum in Verbindung stand. Der Unterbau des Basler Münsterturmes war also von Anfang an in den Körper der Kirche eingebaut. Ein Keilsteinbogen auf der Vorderseite des Erdgeschosses zeigt noch heute den Anfall einer Atriumhalle<sup>26)</sup>. Die Fundamentansätze dieses Atriums sind aufgedigelt worden. Sie befinden sich auf der anderen Seite genau am Fuße des heutigen Martinsturms, also in der Flucht des spätromanischen südlichen Seitenschiffs<sup>27)</sup>. Damit ist die Breite des alten Fassadenbaus gegeben. Die Vorhalle war also wenig tief wie in Mainz; wie dort sind wohl innere Stützen nicht vorhanden gewesen. Das Türlein oben führte auf die über der Vorhalle gelegene Westempore.

Es liegt nahe zu vermuten, daß der frühromanische Unterbau, der heute einen Turm trägt, schon ursprünglich diesem Zweck gedient habe. Diese Annahme entbehrt aber des sicheren Beweises. Der Unterbau des Basler Georgsturms hört in derselben Höhe auf wie die Fassaden von Lautenbach und Limburg, und es läßt sich heute nicht mehr ausmachen, ob überhaupt und was darüber folgen sollte.

Neuestens sind von Max Huggler in dieser Zeitschrift zwei Beispiele von Doppelturmfassaden in der Schweiz angeführt worden: die Kirche des Klosters Einsiedeln und die der Abtei Muri<sup>28)</sup>. Huggler weist auch auf die enge Verbindung zwischen Einsiedeln und Schaffhausen hin, welche letzteres einst durch den Grafen Eberhard von Nellenburg mit Mönchen aus dem schwyzerischen Kloster besiedelt worden ist. Nun besitzt aber Schaffhausen vermutlich keine Doppelturmfassade, sondern wahrscheinlich ein richtiges Westwerk. Sollte also so etwas auch in Einsiedeln existiert haben? Abt Johann von Schwanden hat zu Beginn des 14. Jahrhunderts «in und vor dem gotzhaus vil gebuwen». Vor der Kirche hat er ein neues Vestibulum angelegt. Sollte er ein Westwerk abgebrochen und dadurch erst die Türme isoliert haben? Der Umstand, daß er die Kirche mit einem neuen Doppelportal versah, könnte auf eine solche Veränderung hindeuten.

War vielleicht auch in Muri ursprünglich eine westwerkartige Anlage vorhanden, zu der die Türme gehörten? Huggler hat beobachtet, daß die Vorderfront der Kirche hinter der Klausur zurückliegt, und vermutet, die heutige Vorhalle, die den Raum ausfüllt, könnte sich an der Stelle eines älteren Bauwerkes erheben<sup>29)</sup>. Sollte das eine Tribünenanlage gewesen sein, in deren Erdgeschoßhalle mehrere Mitglieder des Hauses Habsburg im 11. Jahrhundert ihre Grabstätte gefunden hatten, und in deren Obergeschoß sich die Michaelskapelle befand, von der die Akten berichten, die man aber bisher nicht zu lokalisieren vermochte<sup>30)</sup>? Die Türme sind als Treppenaufgänge, nicht

---

<sup>26)</sup> Karl Stehlin, Baugeschichte des Basler Münsters; Basel 1895, S. 9—13.

<sup>27)</sup> Hans Reinhardt, Die Urkunden und Nachrichten über den Basler Münsterbau bis zum Jahre 1300. Oberrheinische Kunst III, S. 120, Anm. 3.

<sup>28)</sup> Max Huggler, Die romanische Kirche in Einsiedeln. Anz. f. schweiz. Altertk. 1934, S. 180 bis 197.

<sup>29)</sup> Ibid. S. 189. — Plan bei H. Jenny, Kunstführer der Schweiz; Kùbnacht am Rigi 1934, S. 286.

<sup>30)</sup> Otto Markwart, Die baugeschichtliche Entwicklung des Klosters Muri; Aarau 1890, S. 9 und S. 22.

als bloße Glockenträger gestaltet. Solchen Bauten, die außen den Anschein eines zweiten, westlichen Querschiffs erwecken, über das die Endigungen der Treppentürme herüberschauen, werden wir in Speier und auf einer alten Abbildung des Straßburger Münsters wieder begegnen. Auf die Limburg in der Nähe von Speier weist der quadratische, flach geschlossene Chor der Kirche von Muri; Bischof Wernher von Straßburg, der Erbauer des dortigen Münsters, ist auch der Gründer von Muri.

Nicht viel bindender ist ein Beispiel aus Schwaben, auf das sich auch Huggler als auf eine Analogie zu Einsiedeln und Muri beruft: St. Aurelius in Hirsau. Wie bei den elsässischen Fassaden ist auch an dieser älteren, 1066 bis 1071 erbauten Kirche von Hirsau nicht mehr erhalten als das Erdgeschoß, und auch das nur mangelhaft. Daß aber gar zwei Türme vorhanden gewesen seien, ist nicht mehr nachzuweisen.

Höchst interessant ist dagegen die Kirche auf dem Moritzberge bei Hildesheim. Es ist eine oberrheinische Säulenbasilika mit einem flach geschlossenen Chor wie auf der Limburg und einem Turm darüber wie am alten Straßburger Münster. Am Westende würde man nach dem Grundriß ein Turmpaar erwarten. In Wirklichkeit finden wir dort ein querschiffähnliches Gebilde mit einer Empore, ohne jegliche Turmbekrönung; die seitlichen Flügel sind sogar niedriger als das Mittelschiff<sup>31)</sup>.

Im Handbuch für Kunstwissenschaft sind von Frankl als ältestes Beispiel einer Doppelturmfassade die Westtürme von St. Kastor in Koblenz angesprochen worden<sup>32)</sup>. Auch da gehören die oberen Geschosse erst dem 12. Jahrhundert an. Aus der Zeit vor 1000 stammen — soweit es sich bei der durchgreifenden Restauration der Kirche noch sagen läßt — nur die beiden untersten. Sie schließen oben mit antikisierenden Pilasterkapitellen, wie sie ähnlich auch an St. Maria im Kapitol zu Köln zu finden sind, ab. Die Mittelpartie mit dem Portal ist vollständig neu. Wie die Front ursprünglich ausgesehen hat, läßt sich einwandfrei nicht mehr feststellen.

In neuerer Zeit ist sogar die These Frankls noch überboten worden durch die Behauptung, schon die karolingische Kirche zu Hersfeld habe eine Zweitürmefront gehabt<sup>33)</sup>. Der Befund der Ausgrabungen, die von Joseph Vonderau in der berühmten Kirchenruine vorgenommen worden sind, ist aber zu spärlich, als daß man daraus definitive Schlüsse ziehen könnte. Auch hier ist kein Stein über den Fundamenten erhalten, so daß die Folgerung zweier Türme schon deshalb jeder Begründung entbehrt. Sie wäre begreiflich, wenn wenigstens die zwei Fundamentblöcke ringsum einwandfrei festgestellt wären. Das ist aber gar nicht der Fall. Die Ostbegrenzung des Frontbaus ist noch durchaus fließend. Daß das Schiff zehn Arkaden gehabt haben müsse, leitet Vonderau lediglich aus Fulda her. Von den Querbänken zwischen den angeblichen Türmen ist die östliche beträchtlich stärker dimensioniert als die westliche, wie wenn sich gegen das Schiff zu noch eine stattliche Baute angeschlossen hätte. Aber so weit sind die Grabungen gar nicht geführt worden. Selbst der durchforschte Teil ist nicht genügend ausgeschöpft: die Längsmauerzüge in der Vorhalle hat Vonderau bei seiner Rekonstruktion unberücksichtigt gelassen. Um so unverständlicher ist es mir, daß selbst Ernst Gall das von Vonderau mehr vorausgesetzte als nachgewiesene Resultat als sicheres Ergebnis übernommen hat<sup>34)</sup>.

«Westwerke und Doppelturmfassaden», so sucht Gall die Erscheinung Hersfelds

---

<sup>31)</sup> Otto Gerland, Die Stiftskirche zu St. Moritz auf dem Berge vor Hildesheim. Zeitschr. f. bild. Kunst, N. F. XIX, 1908, S. 300—311.

<sup>32)</sup> Paul Frankl, Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst. Handbuch der Kunstwissenschaft, Wildpark-Potsdam 1926, S. 58. — In seiner neuen Rekonstruktion nimmt Friedrich Behn ein rechteckiges Massiv an. Die karolingische Klosterkirche von Laach, Berlin und Leipzig 1934, Abb. 19, S. 42.

<sup>33)</sup> Joseph Vonderau, Die Ausgrabungen an der Stiftskirche zu Hersfeld in den Jahren 1921 und 1922; Fulda 1925.

<sup>34)</sup> Ernst Gall, Karolingische und ottonische Kirchen, Burg 1930, S. 16 und 20, Taf. I, 3.

zu erklären, «waren andere Lösungen ein und desselben künstlerischen Problems, hervorgerufen durch verschiedenartige liturgische Forderungen.» Ausschlaggebend war das Liturgische: die Westwerke sind in erster Linie Heiligtümer. Demgegenüber sind in den Doppelturmfassaden, wie sie Dehio für den Oberrhein annahm und wie sie in Frankreich tatsächlich vorhanden sind, die Tribünen bereits zusammengeschrumpft und die untergeordneten Aufgänge zur Hauptsache geworden: es ist offenbar keine andere primäre, sondern eine in der späteren Entwicklung erst abgeleitete Form. Das



Abb. 3. Romanische Münsterfassade. Abklatsch eines Straßburger Münzgewichts von 1249. Colmar, Departementsarchiv.

Vorgreifen dieser Lösung in Hersfeld schon im 9. Jahrhundert ist also in sich wenig wahrscheinlich. Sie wäre auch nicht nur in der Karolingerzeit ein völlig isolierter Einzelfall; bis ins 12. Jahrhundert scheint sie in Deutschland gar nicht vorgekommen zu sein.

\* \* \*

Bei allen Fassadenbauten, die wir als eventuell in Frage kommende Träger von Doppeltürmen aufzählen konnten, ist die wirkliche Form des Abschlusses unbekannt. Das einzige, was sich mit Bestimmtheit sagen läßt, ist, daß die oberrheinischen Kirchen an der Eingangsseite mit einem festen Querbau bewehrt waren, in dessen Obergeschoß, über einer Vorhalle, eine Tribüne, ein Westatorium, angelegt war. Muß es deshalb als ausgeschlossen gelten, etwas über die ursprüngliche Gestalt der oberrheinischen Fassaden zu ermitteln? Ich glaube nicht. Es gibt eine Art von Fassaden, die weit häufiger als es bisher beachtet worden ist, in der ganzen Anlage an einer Reihe von Monumenten noch erhalten und auch durch graphische Darstellungen nachdrücklich bezeugt ist: die Annahme eines großen Einzelturms auf der Mitte eines Quermassivs.

Wenn der Münsterbaumeister Knauth in Straßburg zwei Türme rekonstruierte, so tat er das wohl nicht bloß, weil diese Vermutung der Gestalt des Grundrisses am besten zu entsprechen schien, sondern weil er offenbar unter dem Einfluß Dehios stand. Er selber sah sich beunruhigt durch die Überlieferung, das romanische Münster habe an der Front einen großen Mittelurm besessen. Das veranlaßte ihn zu einem zweiten Rekonstruktionsvorschlag, von dem ich oben schon gesprochen habe. Knauth bezog sich auf das Straßburger Stadtsiegel, das tatsächlich einen massiven viereckigen Glockenturm und zwei seitliche runde Türme, anscheinend Wendeltreppen enthaltend,



zeigt. Der dokumentarische Wert dieses Siegelbildes ist mit einer gewissen Berechtigung angezweifelt worden, da es sich auf solchen Stempeln meist nicht um Architekturporträts, sondern um ganz schematische Darstellungen handelt. Allein, das Siegel ist nicht das einzige Zeugnis. Die Straßburger Münzen zeigen eine ganz ähnliche Ansicht: über einem querschiffartigen Unterbau erhebt sich ein gedrungener Mittelturm<sup>35</sup>). Endlich ist im Colmarer Archiv der Papierabklatsch eines Straßburger Münzgewichts zutage gekommen, das in der Hauptsache das nämliche Bild wiedergibt<sup>36</sup>). Die drei-



Abb. 4. Straßburger Pfennig mit der romanischen Münsterfassade.

teilige Vorhalle, wie sie in Lautenbach noch erhalten und in Straßburg vorzusetzen ist, ist deutlich zu erkennen. Das Obergeschoß, das auf mehreren Münzen sichtbar ist, ist auf der Gewichtgravur der Einfachheit halber weggelassen. Zu beiden Seiten des Mittelturms tauchen hinter den Firsten der Querdächer die runden Endigungen von Treppentürmen auf. Die Umschrift nennt das Datum 1249; die Zeichnung stammt also aus einer Zeit, da das gotische Langhaus des Münsters noch kaum in Angriff genommen war, die romanische Westfassade aber noch beinahe 30 Jahre aufrecht stand. Daß aber diese in allen diesen Wiedergaben gemeint war, darüber dürfte kaum ein Zweifel bestehen.

Die Ansicht der romanischen Straßburger Münsterfassade, wie sie in diesen Abbildungen überliefert ist, ist nun keineswegs ein einmaliges Kuriosum. Genau diese Gestalt besitzt ja die Front des Speyerer Doms! Die heutige Eingangshalle ist zwar eine schreckliche Restauration des 19. Jahrhunderts, aber der obere Umriß mit den drei Türmen folgt doch im großen und ganzen dem ursprünglichen Zustand, der durch eine Reihe von guten Zeichnungen einwandfrei überliefert ist<sup>37</sup>). Auch am Speyerer Dom erhebt sich keine Doppelturmfassade, sondern über einem querschiffartigen Massiv ein Mittelturm. Wie auf der Zeichnung des Straßburger Münzgewichts schauen die Treppentürme über das Dach des Querbaus herüber. Eine Fassade genau der gleichen Gestalt besitzt auch die Paulskirche zu Worms<sup>38</sup>). Die Treppentürme zeigen dort sogar noch die altertümliche Rundform.

In Straßburg konnten freilich die Treppentürme nicht frei losgetrennt stehen, wie es das Bild des Münzgewichts wiedergibt. Bei der Ausgrabung sind die Sockel der Wendelsteine gefunden worden. Sie liegen an den hinteren Ecken der Vorhalle. Die Treppentürme waren also an die rückwärtigen Kanten des Mittelturms angelehnt. Genau dieselbe Anordnung findet sich noch heute an einer anderen Straßburger Kirche, an St. Thomas<sup>39</sup>). Auch da sitzt ein großer Mittelturm über einem querschiffartigen

<sup>35</sup>) L. Müller, Der Fund von Bergbieten, Bulletin de la Société pour la Conservation des Monuments historiques d'Alsace, II<sup>e</sup> série, vol. XVIII, S. 322.

<sup>36</sup>) Robert Forrer, Une vue de l'an 1249 de la façade romane de la cathédrale de Strasbourg. Cahiers d'archéologie et d'histoire d'Alsace 1932, S. 84—87 und Taf. XXV. — Bulletin des amis de la cathédrale 1932, S. 48, Fig. 10.

<sup>37</sup>) Vgl. auch H. Weigert, Die Kaiserdome Speyer, Mainz und Worms; Berlin 1933, Abb. 7 und 8, S. 22 und 23.

<sup>38</sup>) Paul Ortwin Rave, Romanische Baukunst am Rhein; Bonn 1922, Taf. 7.

<sup>39</sup>) Hausmann und Polaczek, Taf. 25a und 54. — Bulletin des amis de la cathédrale 1932, S. 49, Fig. 11. — Plan bei Kraus I, S. 530, besser in Louis Schneegans, L'église Saint-Thomas à Strasbourg; Straßburg 1848.

Westbau. An der Vorderfläche sind die vermauerten Bögen der dreiteiligen Vorhalle noch zu erkennen. Die Vorhalle selbst ist herausgebrochen worden. Sie war nur halb so tief wie die des Münsters, ragte also nur bis in die Mitte des Westbaus hinein. Die Tribünenanlage besaß also Hufeisenform. Da die Seitenflügel, die noch intakt sind, auch nur die geringe Tiefe der einstigen Mittelempore haben, so schlugen die Arme des Massivs nur halb so weit aus, als es am Münster der Fall war. Am Äußeren ist der Turm später etwas überhöht worden. Die äußere Erscheinung von St. Thomas interessiert uns hier nicht nur, weil wie auch hier ein Beispiel eines Einzelturms über einem Quermassiv vor uns haben, sondern weil auch der Turm mit den an den hinteren Ecken angeklebten Treppenzylindern genau der Anordnung entspricht, die einst auch am Münster getroffen sein mußte. Die Turmform von St. Thomas läßt sich unschwer dem ausgegrabenen Münstergrundrisse aufpassen. Eine andere Lösung ist nicht möglich. Der Graveur des Münzgewichts zählt die drei Elemente auf, die auch in Speyer und Worms voneinander getrennt sind: den Mittelurm und die zwei Treppen. In der Ausführung aber waren sie miteinander verschmolzen.

Es ist gewiß nicht zufällig, daß im Elsaß die Komposition der Fassade aus einem Quermassiv mit einem darauf gesetzten mittleren Turm ziemlich häufig ist. Schon Etienne Fels hat in seiner leider noch ungedruckten Arbeit über die romanischen Kirchen im Elsaß vermutet, es habe sich darin die Erinnerung an das romanische Straßburger Münster erhalten<sup>40)</sup>. Der Brauch ist bis in die späteste Zeit lebendig geblieben, so daß Lautenbach und Andlau bei der Wiederherstellung im 17. Jahrhundert noch solche in der Mitte aufragende Türme erhielten. An einer Reihe von Bauten ist dieser Fassadentypus auch einheitlich durchgeführt. Wir nennen außer der eben beschriebenen St. Thomas- die Straßburger Stephanskirche, bevor ihr in der gotischen Zeit ein einheitliches Glockenhaus aufgesetzt worden ist<sup>41)</sup>. Selbst noch im 14. Jahrhundert ist die Fassade der Georgskirche in Schlettstadt als westliches Querschiff mit einem mächtigen Mittelurm entworfen worden<sup>42)</sup>. Sogar an der gotischen Straßburger Münsterfassade hat die Idee noch einmal gespuht. Das Mittelstück, das zwischen die beiden nach französischer Weise vorgesehenen Türme eingeschoben worden ist, stellt keine bloße Sinnlosigkeit dar, wie Dehio glaubte<sup>43)</sup>. Die Fassadenwand sollte sich zum mächtigen Massiv zusammenschließen und das Mittelstück sollte eine Turmendigung tragen<sup>44)</sup>. Genau diesen Anblick bietet das Münster in Konstanz.

Das Aufsetzen eines einzelnen Mittelturms auf ein breit gelagertes Massiv kommt nicht nur im Elsaß vor. Es war auch am Niederrhein bekannt. So begegnet es an St. Andreas und an St. Kunibert in Köln und an St. Quirin in Neuß<sup>45)</sup>. Es findet sich aber auch in Frankreich, nicht nur an der kleinen Kirche Saint-Vorles in Châtillon-sur-Seine und in Germigny-l'Exempt, sondern vor allem an den altertümlichen Kirchen der Auvergne, an Notre-Dame-du-Port in Clermont und an den Kirchen von Issoire und Brioude<sup>46)</sup>.

Es ist kein Zweifel: in diesen in den verschiedensten Gegenden auftretenden Quermassiven mit einem darüber aufragenden Mittelurm hat sich die Erinnerung an einen uralten Bautypus erhalten, an die Westwerke der Karolingerzeit. Diese erschienen ja im Außenbau als ein zweites, westliches Querschiff mit einem zweiten

<sup>40)</sup> Etienne Fels, *L'architecture religieuse en Alsace à l'époque romane*. Ein kurzes Résumé in der *Bibliothèque de l'Ecole des Chartes* 1928, S. 37—42.

<sup>41)</sup> Hausmann und Polaczek, S. 31.

<sup>42)</sup> *Ibid.*, Taf. 40.

<sup>43)</sup> Straßburg und seine Bauten 1894, S. 188—189. — *Handbuch IV*, S. 471. — *Geschichte der deutschen Kunst II*, 1921, S. 35 und 151.

<sup>44)</sup> *Kolorierter Riß im Frauenhaus zu Straßburg*.

<sup>45)</sup> Rave, Taf. 69 und 73.

<sup>46)</sup> *Congrès archéologique de Dijon* 1928, S. 202; de Bourges 1931, S. 435. — Baum, Taf. 85.



Abb. 5. Die ursprüngliche Front des Doms zu Speier nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1606.

Vierungsturm. Im Innern aber enthielten sie eine große Tribüne über einer gewölbten Halle, die den Zugang in der Achse der Kirche freihielt. Durch diese Anordnung wußten schon die karolingischen Architekten Neustriens die Nachteile der auch später noch in der deutsch-romanischen Baukunst so beliebten Westchöre zu vermeiden. Auch im Elsaß hat man sich für die Freihaltung der Hauptachse entschieden. Während wir aber in Schaffhausen wie in Maursmünster sogar noch den kompletten Typus eines Westwerks vor uns haben, hat man in den von einem Mittelturm besetzten Quermassiven wenigstens den querschiffartig ausladenden Hauptteil mit der vierungsturmähnlichen Mittelbekrönung beibehalten<sup>47)</sup>. Bei dem konservativen Charakter der elsässischen Baukunst ist also die Einturmlösung bei weitem naheliegender als die erst durch die gotische Entwicklung in Frankreich zur Vorherrschaft gelangte Zweiturmfassade.

Jedenfalls hat auch die Limburg ursprünglich einen Mittelturm besessen. Johannes Trithemius, der die alte Kirche vor dem Brande von 1504 noch mit Augen gesehen hat, berichtet in seiner Hirsauer Chronik, sie habe an ihrem Ostende drei Türme gehabt<sup>48)</sup>. Schon Meyer-Schwartau hat in seinem Werke über den Dom zu Speyer gezeigt, daß ein Irrtum vorliegen muß und daß die Westseite gemeint ist<sup>49)</sup>. In der Tat bestehen neben dem Vierungsturm, wenn überhaupt einer ursprünglich vorgesehen war, keinerlei Auflager für zwei weitere Türme. Rekonstruieren wir einen Turm über den Eingang

<sup>47)</sup> Reinhardt und Fels; demnächst im Bulletin Monumental.

<sup>48)</sup> «Turres habebat in infine versus Orientem tres.» — Joh. Trithemii Chron. Hirsaug. II, S. 625.

<sup>49)</sup> Wilhelm Meyer-Schwartau, Der Dom zu Speyer und verwandte Bauten; Berlin 1893, S. 6.

sowie die Endigungen der Treppentürmchen, die an den Enden des Quermassivs emporragen, und ergänzen das kleine Atriumhöflein, von dem sich vor der Fassade die Mauerzüge noch erhalten haben, so ergibt sich ein sehr bekanntes Bild: das der Westpartie der 1156 geweihten Klosterkirche von Maria-Laach<sup>50</sup>). In Laach reckt sich zwar dem Herankommenden eine Apsis entgegen und versperrt den Zugang in der Achse. Betritt man aber durch die seitlichen Pforten das Innere, so findet sich der ganze Westteil durch eine große Empore ausgefüllt. Sie beherrscht so sehr den Eindruck, daß der Sinn der Konche dahinter fragwürdig wird und man die Gewißheit gewinnt, daß es sich eigentlich um eine gewölbte Durchgangshalle handelt, vor die aber nach deutsch-romanischer Gewohnheit eine Westapsis angefügt wurde. Die Kombination der beiden sich widerstreitenden Elemente hat der Meister von Laach vorgenommen; den Umriß und die Disposition der Baugruppe hat er aber von der Limburg entlehnt.

Einen ähnlichen Anblick wie Laach bietet auch der Ostchor des Mainzer Doms<sup>51</sup>). In Mainz ist es ein richtiger Chor. Indessen auch hier sind die Seitenteile des Querhauses, an das sich die Apsis lehnt, mit Tribünen ausgefüllt, die darauf zu deuten scheinen, daß wir es nicht mit einem gewöhnlichen Querschiff, sondern mit einem in der Mitte aufgespalteten Quermassiv zu tun haben. Für die Massenauftürmung des Mainzer Ostchors, dem Kaiser Heinrich IV. sein besonderes persönliches Interesse zuwandte, dürfte ebenfalls der Bau auf der Limburg maßgeblich gewesen sein. Auch in Mainz ist die Apsis erst aus der Vorliebe der deutsch-romanischen Kunst für doppelchörige Anlagen aufgenommen worden.

Die altertümlichen runden Treppentürme, deren Stellung an den Kanten des Querbaus so unmittelbar an die Limburg erinnert, sind zwar schon älter als die Zeit Heinrichs IV. Dem Ausgrabungsbefund nach sollen sie jünger sein als der Dom des Erzbischofs Willigis, denn ihre Fundamente sind mit denen des Westbaus vom Jahre 1000 nicht im Verband. Allerdings hat schon Hans Kunze darauf hingewiesen, daß die Grundmauern nur von der Sohle her untersucht werden konnten, daß also Nähte, die von unten her beobachtet wurden, nach oben sich verlieren könnten<sup>52</sup>). Vielleicht hatte man auch die Turmzylinder aus Setzungsgründen auf eigene Fundamente stellen wollen. Gehörten sie zum ursprünglichen Zustand, so wäre es wohl wiederum der alte Mainzer Dom gewesen, der das Vorbild zu der Limburg abgegeben hätte. Solche an den Flanken der Fassade angefügte Treppenspindeln finden sich auch an der Kirche auf dem Heiligen Berge bei Heidelberg<sup>53</sup>), an St. Kastor in Koblenz, am Dom zu Wetzlar und an der Kirche zu Lorch in Württemberg.

Der Westbau des Mainzer Willigisdomes ist flacher als die Fassadenanlagen von Straßburg und Limburg. Ein annähernd quadratischer oder doch einigermaßen tiefer Mittelturm kann daher auf ihm nicht geruht haben. Sollten sich in Mainz vielleicht doch zwei Türme über den eine quadratische Grundfläche bietenden Seitenteilen erhoben haben? Aus dem Grundriß allein freilich läßt sich das, wie ich schon betont habe, nicht folgern. Wie leicht der Aufbau eine durchaus andere Wendung nehmen kann, zeigt gerade die soeben genannte Kirche von Lorch. Der Grundriß stimmt mit dem von Mainz genau überein, stets unter der Voraussetzung natürlich, daß Mainz äußere Rundtürme gehabt hat<sup>54</sup>). Zu beiden Seiten einer hier zum Innenraum ge-

---

<sup>50</sup>) Dehio, Geschichte der deutschen Kunst I, Tafelband, Abb. 79, 80 und 195.

<sup>51</sup>) Ibid., Abb. 181. — Rave, Taf. 10 und 12. — Rudolf Kautzsch, Der Ostbau des Doms zu Mainz. Zeitschrift für Geschichte der Architektur V 1912, S. 209.

<sup>52</sup>) Mainzer Zeitschrift S. 44, Anm. 15.

<sup>53</sup>) W. Schleuning, Die Michaelsbasilika auf dem Heiligen Berge bei Heidelberg, Heidelberg 1887. — Frankl, S. 78. — Das direkte Vorbild, auch für die Ostteile, hat jedenfalls die Limburg abgegeben.

<sup>54</sup>) Grundriß bei Friedrich Ostendorf, Die deutsche Baukunst im Mittelalter; Berlin 1922, Abb. 124. — Vgl. auch Handbuch III, Süddeutschland, S. 282.



zogenen Vorhalle liegen quadratische Kompartimente, an die sich außen runde Treppenspindeln anfügen. Wäre der Plan allein erhalten, so würde unfehlbar auf Türme über den Seitenteilen geschlossen werden. Das ist aber nicht der Fall: von Türmen findet sich keine Spur; die Front ist über dem Obergeschoß mit einem durchlaufenden Dache abgedeckt, der südliche Treppenturm, der allein noch aufrecht steht, ragt mit seiner Endigung über dieses querschiffartige Massiv hinaus. Sollte uns Lorch die Gestalt der ehemaligen Mainzer Fassade übermitteln?

Die Ausbildung der Front als ein von Rundtürmen eingefasster Querriegel ohne jede weitere Bekrönung ist auch sonst überliefert. Schon etwas früher als in Mainz treffen wir sie an der Stiftskirche zu Gernrode im Harz. Die Apsis davor ist erst im 12. Jahrhundert hinzugefügt worden<sup>55</sup>). Verwandt, wenn auch nicht bis in allem übereinstimmend war auch die Front des 1050 geweihten, 1829 leider abgebrochenen Domes von Goslar<sup>56</sup>).

Die Eventualität einer Mittelüberhöhung ist aber in Mainz nicht völlig von der Hand zu weisen. Sie ist sogar sehr wahrscheinlich für den Fall, daß die seitlichen Treppentürme nicht vorhanden waren. Es handelte sich dabei allerdings nicht um ein hohes Turmgebilde, sondern um ein breites Glockengehäuse, das den Mittelteil über die Seiten hinaushebt. Der stufenförmige Umriß, der sich dabei ergibt, ist ebenfalls in verschiedenen Beispielen erhalten.

Die prachtvollste Kirchenfront dieser Art ist die von St. Matthias in Trier aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Vom Grundriß ausgehend, müßte man auch hier auf Doppeltürme schließen. Dehio hat es tatsächlich getan<sup>57</sup>). Nikolaus Irsch hat aber nachgewiesen, daß der heutige Westbau nicht erst eine Erfindung des 18. Jahrhunderts darstellt, wie Dehio behauptete, sondern daß er mit einigen wenigen Veränderungen und mit Ausnahme der obersten Brüstung und der Schnecken auf den Seiten ursprünglich ist<sup>58</sup>). Statt sich in zwei Türme zu zertrennen, steigt die Fassade als einheitliche Masse hoch, die Seitenteile ordnen sich durch Giebelschrägen der Mitte unter, die durch ein breit gelagertes, reich geschmücktes Glockenhaus mit zwei Klangarkaden-Geschossen einen machtvoll dominierenden Abschluß findet.

Vielleicht bekannter als St. Matthias in Trier, weniger prächtig, aber nicht minder eindrucksvoll ist der Stirnbau des Domes zu Minden<sup>59</sup>). Einen ähnlichen Umriß zeigt auch der Dom von Havelberg<sup>60</sup>). Namentlich war er einst auch an zwei Kirchen Hildesheims zu sehen, an St. Andreas und am Dom. Die romanische Turmfront von St. Andreas ist, vom spätgotischen Umbau vollständig eingeschlossen, sozusagen intakt erhalten geblieben. Ähnlich wie an St. Matthias in Trier lehnen sich die Seitenteile mit Dachschrägen an den Mittelturm an. Die dreibogige Vorhalle erinnert sogar unmittelbar an die elsässischen Fassaden<sup>61</sup>).

Die Domfront ist leider im Jahre 1840 abgebrochen worden. Das charaktervolle Turmhaus in der Art dessen von Minden wurde bezeichnenderweise durch eine Zweiturmfront ersetzt. Die alte Gestalt des Westbaus ist durch Abbildungen überliefert<sup>62</sup>).

<sup>55</sup>) Ludwig Grote, Die Stiftskirche in Gernrode; Burg 1932. Für eine Ergänzung des Mittelstücks zum quadratischen Turm scheint mir nicht der geringste Anlaß vorzuliegen.

<sup>56</sup>) Frankl, S. 85.

<sup>57</sup>) Handbuch IV, S. 343.

<sup>58</sup>) Nikolaus Irsch, Die Trierer Abteikirche St. Matthias; Augsburg 1927.

<sup>59</sup>) Frankl, S. 93, Abb. 128.

<sup>60</sup>) A. Renger-Patzsch und W. Burmeister, Norddeutsche Backsteindome; Berlin 1930, Taf. 5. — In Frankreich die Kathedrale von Cahors. R. de Lasteyrie, L'architecture religieuse en France à l'époque gothique, Bd. I, Paris 1926, Fig. 480.

<sup>61</sup>) Otto Gerland, Hildesheim und Goslar (Berühmte Kunststätten); Leipzig 1904, S. 61, Abb. 44.

<sup>62</sup>) Wilhelm Effmann, Zur Baugeschichte des Hildesheimer Domes; Hildesheim und Leipzig 1933, Taf. II und III, Abb. I.

Die Tatsache, daß auch sie den Akzent auf der Mitte gehabt hat, ist gerade in unserem Zusammenhang von größter Bedeutung.

Wilhelm Effmann hat schon in seiner ersten Untersuchung über Werden die Vermutung geäußert, die Doppelturmfassade sei aus der Vorderfront des Westwerks mit ihren beiden Treppentürmen erwachsen<sup>63</sup>). Ich werde an anderer Stelle zeigen, daß sich die Zweiturmlösung aus der Westwerktradition entwickelt hat: nur hat sich der Übergang nicht in Deutschland vollzogen, wo ihn Alois Fuchs glaubte nachweisen zu können<sup>64</sup>), sondern in Nordfrankreich, speziell in der Normandie<sup>65</sup>). Wie wenig man in Deutschland an eine Zweiturmlösung gedacht hat, beweist gerade der Dom zu Hildesheim.

Effmann hat festgestellt, daß der Dom zu Hildesheim ursprünglich ein Westwerk besessen hat. Den Hauptteil dieser Anlage, die große Tribüne und den Mittel-turm, hat der heilige Godehard gegen das Jahr 1035 niedergelegt und das Schiff bis zu den Treppentürmen verlängert<sup>66</sup>). Man sollte nun denken, die beiden stehen gebliebenen Türme hätten eine Doppelturmfassade ergeben müssen. Das war aber nicht der Fall: die Lücke zwischen den Türmen ist alsbald durch das mehrgeschossige Glockenhaus ausgefüllt worden, das bis 1840 bestanden hat. Man benutzte also die Gelegenheit eine zweitürmige Fassade zu bilden gar nicht, sondern schuf wiederum ein mächtiges Massiv mit einem über der Mitte sitzenden Turmakzent.

Als Gegenargument ließe sich eventuell der Würzburger Dom anführen. Entgegen der Deutung Burmeisters glaube ich, daß Joseph Mader im Bayerischen Inventar recht haben dürfte, wenn er annimmt, der Würzburger Dom habe ursprünglich ein Westwerk besessen<sup>67</sup>). Auch dort ist der querschiffartig gebildete Hauptbau zerstört und nur die Vorderfront mit den zwei quadratischen Treppentürmen beibehalten worden. Die Glockengeschosse sind allerdings erst im 12. Jahrhundert aufgesetzt worden. Es scheint überhaupt, als wären die Türme während der langen Bauzeit des Domes — er wurde 1042 begonnen und erst 1188 endgültig geweiht — einfach als Fragment stehen geblieben. Ein Anlaß zur Begründung einer Reihe von Doppelturmfassaden sind die Würzburger Domtürme nicht geworden.

Fassen wir unsere Beobachtungen zusammen, so müssen wir feststellen, daß wir für ein frühes Vorkommen der Doppelturmfassade in Deutschland keinen einzigen Anhaltspunkt haben. Erst im Verlaufe des 12. Jahrhunderts treten Zweiturmlösungen auf. Zugleich aber konstatieren wir auch den westlichen Einfluß. Ich habe es für das Elsaß bereits gezeigt. Es ist auch gewiß kein Zufall, daß der Stirnbau der Kirche von Corvey, an dem Alois Fuchs den Übergang vom Westwerk zur Doppelturmfront vordemonstrieren zu können glaubte, von westlichen Baumeistern umgearbeitet und mit zwei Turmspitzen versehen wurde<sup>68</sup>). Der westliche Einfluß ist auch an den Bauten des Mittelrheins wie Andernach weit stärker als bisher angenommen worden ist.

Interessant ist auf der anderen Seite, welch hartnäckigen Widerstand die deutsche Kunst gerade dem Motiv der Doppelturmfassade entgegengesetzt hat. Selbst wo man die Möglichkeit besaß, zwei Türme anzulegen, hat man, wie ich gezeigt habe, einem mächtigen Massiv mit einem darüber aufragenden Mittel-turm den Vorzug gegeben. Im Elsaß ist die Erinnerung an diese Gestaltung sogar bis in die späteste

<sup>63</sup>) Wilhelm Effmann, Die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden. Straßburg 1899, S. 434.

<sup>64</sup>) Alois Fuchs, Die karolingischen Westwerke; Paderborn 1929, S. 60—66.

<sup>65</sup>) Die Studie wird demnächst im Bulletin Monumental erscheinen.

<sup>66</sup>) Effmann, Hildesheim, S. 45—51. — Nikolaus Peusner, Die Bautätigkeit des heiligen Godehard am Hildesheimer Dom, Die Denkmalpflege 1933, S. 210—214.

<sup>67</sup>) Werner Burmeister, Dom und Neumünster zu Würzburg; Burg 1928, S. 12—15. — Die Kunstdenkmäler des Kgr. Bayern, Unterfranken XII, Stadt Würzburg, bearbeitet von Felix Mader, München 1915, S. 45.

<sup>68</sup>) Fuchs, S. 61. — Wilhelm Effmann, Die Kirche der Abtei Corvey; Paderborn 1929, S. 133.

Zeit lebendig geblieben. An den Kirchen Braunschweigs besitzen die Seitentürme noch die Rundform von Treppenspindeln; dazwischen wächst ein großes Glockenhaus empor. Auch an den Backsteinbauten des Nordens geht die Verschmelzung der beiden Türme oft weiter als es sich mit dem Prinzip der Doppeltürmigkeit verträgt. Ich erwähne nur Stendal, Tangermünde, Kolberg und St. Jakob in Thorn. In der Marienkirche zu Stralsund hat sich sogar ein Quermassiv mit einem beherrschenden Mittel-turm erhalten<sup>69)</sup>.

Erst durch das klassische französische Kathedralschema ist die Doppelturmfassade zur Regel erhoben worden. Die Gotik hat überall die früheren Gewohnheiten fast vollständig überlagert. Auch wir stehen heute noch so sehr unter ihrem Eindruck, daß unser architektonisches Geschichtsbild wesentlich durch sie bestimmt wird. Die Doppelturmfassade erscheint uns von da her noch immer als die hauptsächlichste Lösung der Stirnseite. Wir sind also eigentlich im selben persönlichen Vorurteil befangen wie die Restauratoren von Lautenbach und die Leute, die am Hildesheimer Dom eine Zweitürmefront schöner fanden als das überlieferte Massiv. Vielleicht gilt noch heute von dem Umstand, daß man die Westmassive nicht beachtete und statt ihrer Doppelturmfassaden suchte, was Frankl von der Umgestaltung eben dieser Hildesheimer Front sagt: «daß man das ganz Mächtige für zu ernst hielt»<sup>70)</sup>.

---

<sup>69)</sup> Vgl. die schönen Aufnahmen von A. Renger-Patzsch und W. Burmeister, Nordische Backsteindome; Berlin 1930.

<sup>70)</sup> Frankl, S. 92.